

Auch wir sind Wuppertal!

Zuwanderer in unserer Stadt und ihre Geschichte



Eine Ausstellung des Jugendring Wuppertal e.V. in Kooperation mit
der Wuppertaler Initiative für Demokratie und Toleranz e.V.
Bearbeitung: Dr. Arno Mersmann, Samira Salem

Wuppertal 2010

Auch wir sind Wuppertal!

Zuwanderer in unserer Stadt und ihre Geschichte



Die Ausstellungs-Idee

„Im Grundgesetz steht: Die Würde des Menschen ist unantastbar, nicht etwa die Würde der Deutschen ist unantastbar“, bemerkte Johannes Rau als Reaktion auf ausländerfeindliche Stimmungen. Menschen sind in erster Linie nicht als Ausländer oder als Angehörige einer bestimmten Nationalität, sondern mit ihren ganz eigenen Erlebnissen und Geschichten zunächst als Individuen zu beurteilen.

Wuppertal war in den vergangenen rund 50 Jahren als bedeutende Industriestadt ein typischer Ort, in den Arbeitsmigranten aus anderen Ländern zuwanderten. Keiner – sie selber nicht – dachte daran, dass sie lange bleiben würden. Doch „wir riefen Arbeitskräfte, es kamen Menschen“, wie es der Schriftsteller Max Frisch ausdrückte.

Die ersten waren Italiener, dann Menschen aus anderen südeuropäischen Ländern und schließlich Türken, die heute einschließlich ihrer bereits in Wuppertal geborenen Kinder den weitaus größten Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund in der Stadt ausmachen. 2010 leben in Wuppertal schließlich Menschen mit mehr als 150 Nationalitäten.

Die Ausstellung möchte an die Geschichte von Zuwanderern und ihrer Familien erinnern. Sie will vor allem über Fotos und Dokumente die Geschichte der zugewanderten Mitbürgerinnen und Mitbürger der Wuppertaler Bevölkerung näher bringen und zeigen, wie vielfältig ihre Lebensgeschichten sind.

Auch wir sind Wuppertal!

Zuwanderer in unserer Stadt und ihre Geschichte



Ankunft in Wuppertal

Als „Gastarbeiter“ kamen die ersten Migranten bereits seit den 1950er Jahren nach Deutschland bzw. nach Wuppertal. Das Wort traf sehr gut die damals vorherrschende Vorstellung über die ersten Zuwanderer. Denn sowohl die deutsche Bevölkerung als auch die Arbeitsuchenden selber sahen sich in dieser Rolle. In ihren Heimatländern in Süden Europas herrschte Arbeitslosigkeit. Gerade für junge Männer war die Arbeitsmigration die Chance, zu bescheidenem Wohlstand zu kommen, aber nicht lange zu bleiben.

In der Folgezeit spielte für immer mehr Zuwanderer die Sicherheit in Deutschland eine Rolle, Sicherheit vor Krieg in den Heimatländern ohnehin. Dazu zählt aber auch die Gewissheit, von deutschen Behörden zumindest „korrekt“ behandelt zu werden, selbst wenn man nicht immer das Gefühl hatte, gern gesehen zu sein. Korruption oder gar die Verweigerung von Rechten müssen nicht befürchtet werden. Nicht zuletzt wird die soziale Sicherheit in Deutschland geschätzt.



Bleiben oder in die Heimat zurückkehren

In der Regel haben die Zuwanderer die Vorstellungen, so bald wie möglich wieder in ihre Heimat zurückzukehren, entweder dann wenn man sich genügend Geld gespart hat, um im Heimatland ein Haus oder eine Existenz aufbauen zu können, oder sobald sich die Sicherheitslage dort gebessert hat.

Auf der einen Seite sind beide Vorstellungen nicht so rasch zu verwirklichen wie am Anfang gedacht. Zum zweiten hat man Familie oder in Laufe der Zeit in Wuppertal eine gegründet und auch Kinder bekommen. Für die Kinder wiederum wird die Stadt, in der sie aufwachen zur eigentlichen Heimat, gehen hier zur Schule, haben Freunde und schließlich eine eigene Familie. Meist sind es dann die Kinder und Enkelkinder, die in Deutschland bleiben wollen, von denen sich die Eltern durch ihren Wegzug in die alte Heimat nicht trennen möchten. Kürzere oder auch längere Urlaubsaufenthalte müssen dann den endgültigen Wegzug ersetzen.



Zwei oder gar keine Heimat

Das sich zuhause fühlen hat bei den Zuwanderern die vielfältigsten Ausprägungen. Der Ort an dem man lebt und der Umgang mit den Menschen dort wirkt prägend. Es kann dazu führen, dass sich Menschen in der „neuen“ Heimat nicht eingewöhnen können, sich im gleichen Maße aber von der Kultur ihrer „alten“ Heimat entfremden. Oder man hat zwei gleichwertige Heimaten und fühlt sich in beiden zuhause.

Dazwischen gibt es die unterschiedlichsten Ausprägungen bis hin zu einer Heimat für jede Gelegenheit. In dem einen Land kennt man sich aus und hat seine Arbeit; in dem anderen Land fühlt man sich ungezwungen im Umgang mit den Menschen, weil einem deren Mentalität vertrauter ist. Nicht zu vernachlässigen ist der Aspekt der Sprache. Man fühlt sich wohler, umso besser man sich verständigen bzw. mit der Sprache umgehen kann.



Wo möchte man Wohnen

Wuppertal ist nicht Berlin oder Duisburg. Ganze Stadtteile, die von nicht deutscher Kultur geprägt sind, gibt es in Wuppertal nicht. Trotzdem ist bekannt, dass es Stadtbezirke oder Straßenzüge gibt, in denen entweder viele Menschen aus einem bestimmten Kulturkreis wohnen.

Das nachbarschaftliche Zusammenwohnen hat zwei Aspekte. Auf der einen Seite ist man unter sich, kann sich verständlich machen, kennt die Verhaltensweisen seiner Nachbarn und hilft sich auch gegenseitig. Auf der anderen Seite kann dies auch zu Klatsch und Tratsch bis hin zur Bevormundung von Menschen führen, die sich nicht entsprechend der üblichen Normen verhalten.

Der Wunsch fast aller Zuwanderer ist es, in einer Umgebung zu wohnen, in der der Durchschnitt der Bevölkerung wohnt ohne ein Überwiegen einer Nationalität.



Spagat zwischen den Kulturen

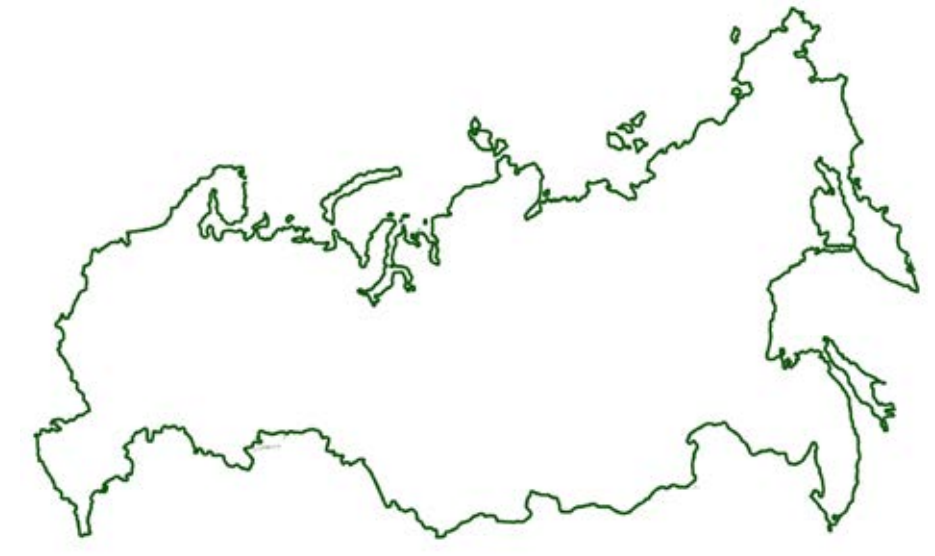
In zwei Kulturen zuhause zu sein wird unterschiedlich wahrgenommen. In erster Linie sollte es als Bereicherung angesehen werden. Wer in zwei Kulturen zuhause ist, hat mehr und vielfältigere Erfahrungen gemacht als andere. Er oder sie hat die Chance zwei Sprachen zu sprechen und zu verstehen. Er oder sie kann sich besser in Menschen, deren Denk- und Verhaltensweisen einfühlen als derjenige, der von Kind an mit den Scheuklappen einer einzigen Kultur groß geworden ist. Er oder sie kann mehr Verständnis für das Miteinander aufbringen.

Allzu leicht droht dieses positiv nutzbare Potenzial ins Gegenteil umzuschlagen, in Hass, in Ausgrenzung, in Intoleranz. Jeder in unserer Gesellschaft muss und kann seinen Teil dazu beitragen, dass die positiven Aspekte der Migration zum Tragen kommen.



Ehemalige Sowjetunion

Mit der Auflösung der Sowjetunion 1991 lockerten sich vor allem die Bedingungen für die Ausreise von deutschstämmigen Bürgerinnen und Bürgern aus den Nachfolgestaaten. Auch für andere Bürger erleichterten sich die Bedingungen. Der größte Teil der deutschstämmigen „Spät-Aussiedler“ kam Anfang der 1990er Jahre und hatte in der Regel große Anpassungsschwierigkeiten sowohl was die Sprache als auch die Ausbildung betraf. Eine Integration wurde zudem dadurch erschwert, da sie vielfach mit anderen Aussiedlerfamilien in enger Nachbarschaft untergebracht wurden. Auf der anderen Seite kamen viele Menschen mit einem relativ hohen Ausbildungsniveau nach Deutschland, die es aufgrund der allgemeinen Arbeitsmarktp Probleme trotzdem schwer hatten, sich beruflich zu integrieren. Unter den Zuwanderern aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion befanden sich zudem viele Menschen jüdischen Glaubens.



Frau **Irena Fetsch**, geboren 1972 in Irkutsk, Russland, kam Anfang 1990 mit ihren Eltern und ihrer Schwester nach Wuppertal. Ihre Mutter ist Russin, ihr Vater Russlanddeutscher. Von den Vorfahren ihres Vaters kamen während des Krieges einige als „Wolgadeutsche“ nach Deutschland, andere waren zwangsweise nach Sibirien umgesiedelt worden. Die Eltern ihres Mannes, den sie erst in Deutschland kennen gelernt hat, haben ebenfalls eine deutsch-russische Vergangenheit. Familie Fetsch lebt mit ihren Kindern Lina und Louis in der Flensburger Straße.

Als „Deutscher“ in der „Sowjetunion“ wurde man schon diskriminiert. Es war zum Beispiel nicht möglich jedes Studium aufzunehmen.



Am Anfang erlebten wir die Abgrenzung der Deutschen gegenüber uns sehr deutlich. Man spürte die menschliche Kälte gegenüber uns.

Auf der anderen Seite fielen Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit auf, aber auch die Freiheit. Vor allem nach der Perestroika in Russland hatte die persönliche Sicherheit dort nachgelassen.



In Deutschland werden die Kapazitäten der Menschen, die aus Russland kamen, nicht gesehen. Vieles, zum Beispiel Schul- oder Studienabschlüsse werden nicht anerkannt. Ich musste, obwohl ich in Russland bereits studierte, zwei Jahre lang mein Abitur nachmachen.



Wegen meiner russischen Sprache habe ich nach meinem Studium der Sozialarbeit sofort eine Arbeit gefunden, beim Jugendintegrationsdienst, der sich speziell um Aussiedlerkinder kümmerte, aber auch die Eltern beraten hat.

Mein Mann arbeitet heute in einem Architekturbüro in Düsseldorf, das Kontakte zu Russland hat. Er ist dort der einzige, der russisch spricht. Deshalb fliegt er fast jede Woche nach Russland; er ist dort für alles zuständig, von der Akquise bis zum Bauabschluss.

Meine Mutter singt in einem Chor. Acht Jahre lang, bis vor zwei Jahren, hat sie in einem Chor von Aussiedlerinnen gesungen. Da der Chor aber weiter weg ist, kann sie dort nicht mehr hinfahren. Jetzt singt sie in einem anderen, einem internationalen Chor. Zum Beispiel am „Integrationstag“ hatten sie mit mehreren Chören einen Auftritt gehabt.





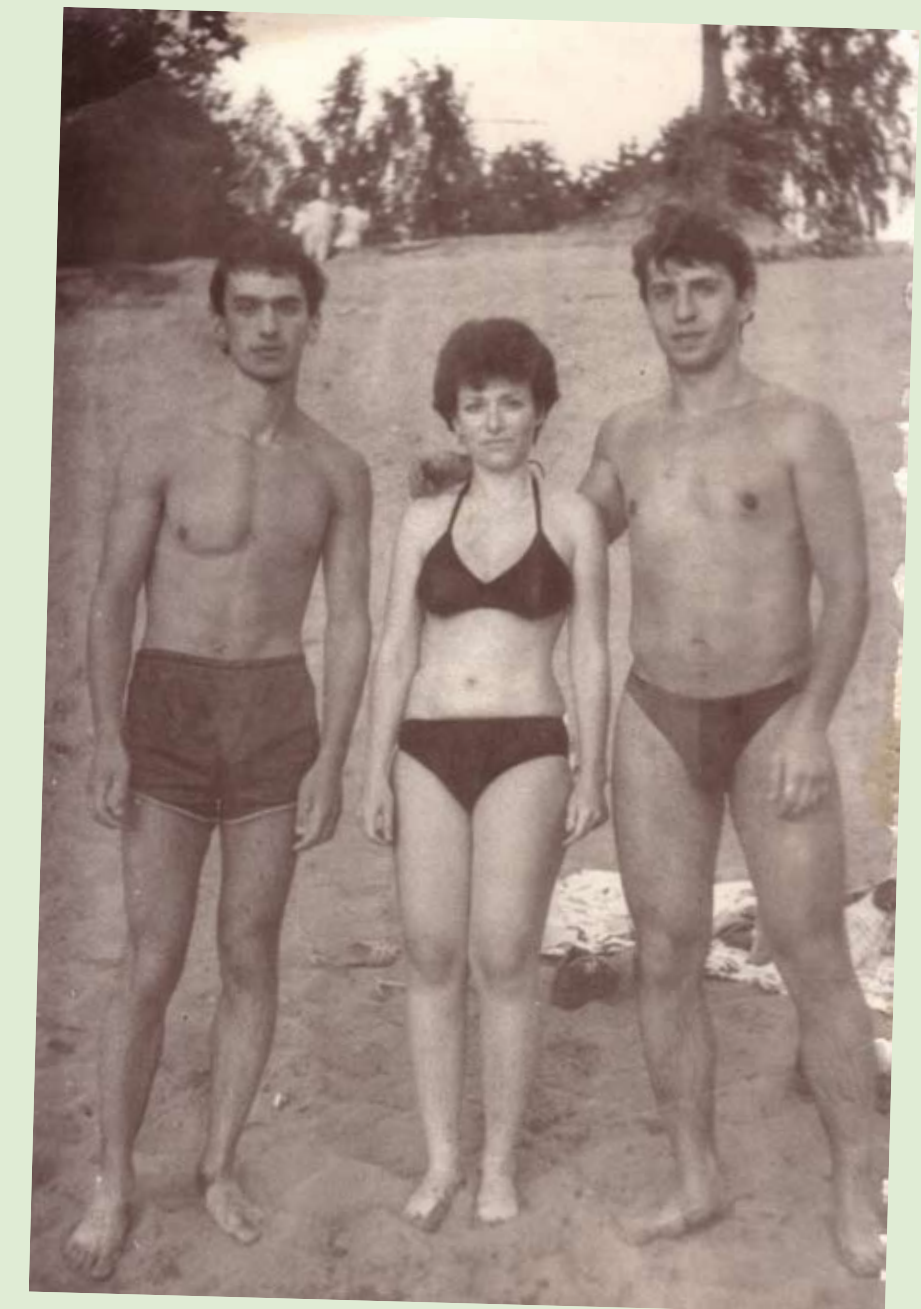
Familie Schnittmann (Naum Schnittmann, geboren 1962, Frau Tatjana Dvorkina, geboren 1963, Sohn Eugen, geboren 1990) kam 1998 aus St. Petersburg nach Wuppertal. Der Hauptgrund für die Auswanderung war zu verhindern, dass ihr Sohn später einmal zum Militär gehen müsste. „In der russischen Armee kommt es zu brutalen Übergriffen, zu Folterungen, bis hin zu Todesfällen unter jungen Soldaten. Meist geschieht das mit Soldaten, die einer nationalen Minderheit angehören. Und wir sind, obwohl wir den Glauben nicht praktizieren, jüdischer Herkunft“.

Im Kopf hatte man schon bestimmte Klischees über Deutschland, zum Beispiel, dass die Deutschen fleißig, pünktlich, vom Charakter her zurückhaltend sein würden und sehr sportlich. Das mit der Sportlichkeit hat sicher noch mit den Kenntnissen über die alte DDR zu tun.

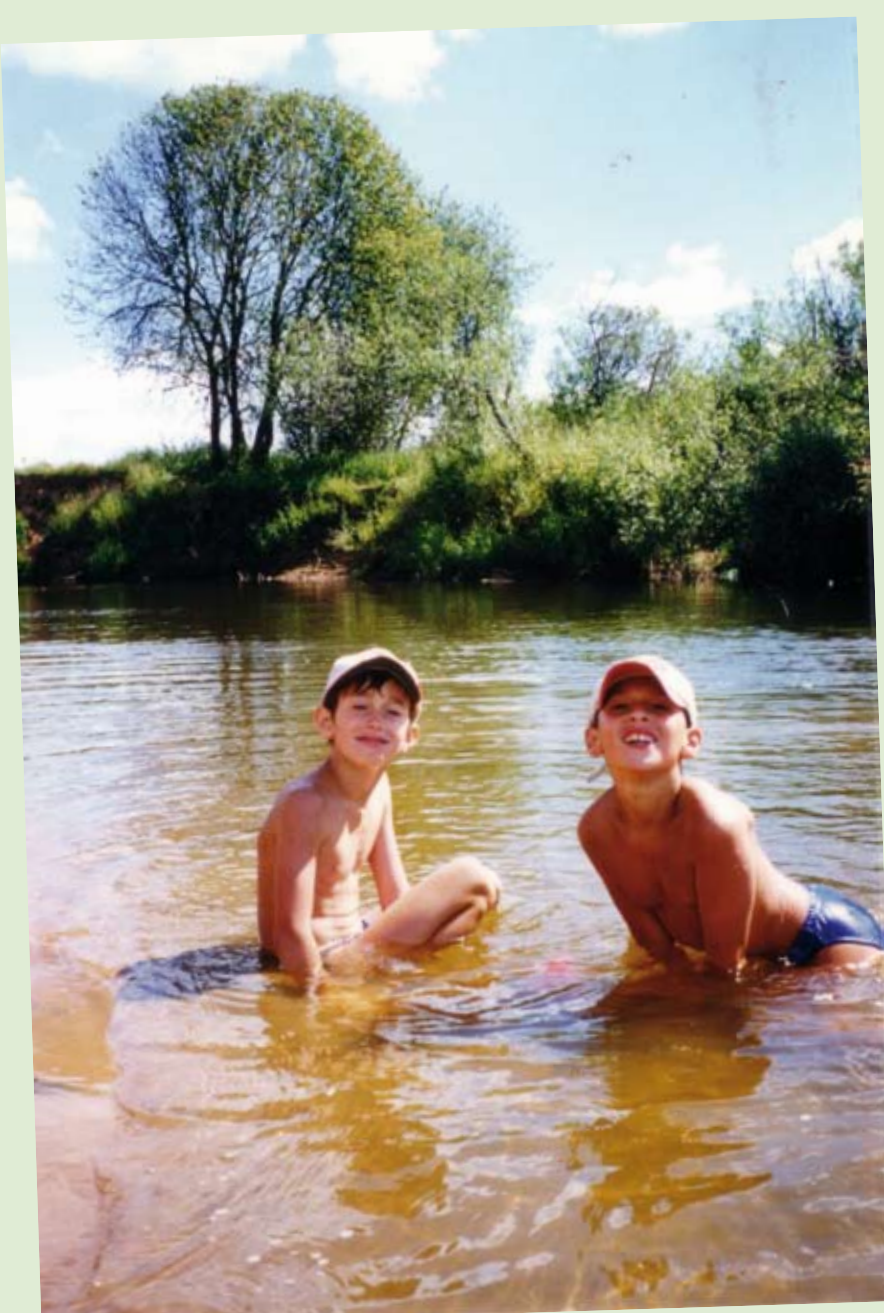


Wir haben hier eigentlich keine negativen Erfahrungen mit Deutschen gemacht. Wir mussten zunächst zu den Ämtern, zum Beispiel Sozialhilfe beantragen. Ja, sicher wird man dort nicht immer freundlich angesprochen oder auch „von oben herab“ behandelt, aber es läuft doch alles korrekt ab. Das ist mit den Verhältnissen in Russland nicht zu vergleichen.

Frau Schnittmann-Dvorkina ist ausgebildete Zahnärztin: Im Deutschkurs an der VHS habe ich ein O-pair-Mädchen kennen gelernt. Sie betreute bei der Familie einer Zahnärztin, die aus Russland war, die Kinder. Seitdem arbeite ich als Zahnärztin in ihrer Praxis.



Herr Schnittmann: Von meiner Ausbildung her bin ich Maschinenbau-Ingenieur. Zumindest fand ich eine Arbeit als Hausmeister bei der evangelischen Kirche in Hammerstein. Da gab es auch ein Jugendzentrum. Ich hatte schon immer Interesse an Kunst und Malen. Dort habe ich angefangen Malkurse zu geben.



Eugen Schnittmann: Das Leben hier ist fairer, hier wird einem geholfen, in Russland ist das Leben gnadenloser.



Wie Russen sind, das weiß ich. Wenn ich mit Deutschen rede, merke ich, dass ich Verhaltensweisen noch nicht so gut einschätzen kann.

Ich bin in dem russischen Verein „Applaus“ tätig. Es ist ein russischer Kulturverein. Dort gebe ich auch Malkurse. Ansonsten kann ich dem Verein helfen, da ich relativ gut deutsch spreche und mit den Behörden verhandeln kann.

Italien

In aller Regel stammen die italienischen Zuwanderer aus ländlichen Gebieten Süditaliens und sind als Arbeitsmigranten nach Deutschland gekommen. In der ersten Phase seit 1955 waren es oft junge, alleinstehende Männer. In einer zweiten Zuwanderungsphase, ab etwa Mitte der 1960er Jahre kamen häufiger auch Familien nach Deutschland. Viele Italiener unter den Zuwanderern leben in einer „Zwischenwelt“ zwischen Integration und Segregation. Das häufige Pendeln zwischen Italien und Deutschland ist stark ausgeprägt. Eine Rückkehr nach Italien zumindest mit dem Rentenalter ist bis heute die aktuelle Praxis. Privatheit in der Kleinfamilie zählt, nicht unbedingt die Großfamilie. Zur Kleinfamilie kommen in der Regel enge Freundschaften hinzu. Oftmals hat man eine negative Einstellung zu Öffentlichkeit bzw. Staat. Auf den deutschen Staat ist dies allerdings weit weniger bezogen als auf den italienischen.



Herr **Antonio Murgia** ist 1943 in Arzana, in der Provinz Nurio auf Sardinien geboren. Er kam 1961 als typischer „Gastarbeiter“ nach Deutschland. Mit 18 Jahren und als gelernter Maurer zählte er zu den gesuchten Arbeitskräften. Über den Hafen Olbia auf Sardinien ging es zunächst mit dem Schiff nach Civita Vecchia bei Rom, dann weiter mit dem Zug nach Verona in Norditalien. Dort fand eine ärztliche Untersuchung statt. Erst in Verona erfuhr er, dass er zu einem Bauunternehmen nach Wuppertal geschickt würde. 1964 lernte er in Wuppertal seine spätere Ehefrau kennen, eine Deutsche. Seit 1999 ist Herr Murgia Rentner.

Das Problem mit der Sprache war, dass man das Italienische eigentlich genau so ausspricht, wie es geschrieben wird, im Deutschen ist das anders. Deshalb wunderte ich mich, dass man mich nicht verstand, wenn ich etwas auf Deutsch sagte, zum Beispiel das Wort „Häuser“, wenn ich es Hä-user aussprach und nicht das äu als einen Buchstaben.

Die Gastarbeiter waren hier in einem Flachbau untergebracht. An einem langen Gang lagen die Zimmer. Es waren Vier-Mann-Zimmer mit Küche. Das Essen was wir uns machten war einfach: Nudeln, Kotelett usw., eben typisches Junggesellenessen. Und im Notfall gab es ja die Pommesbude.

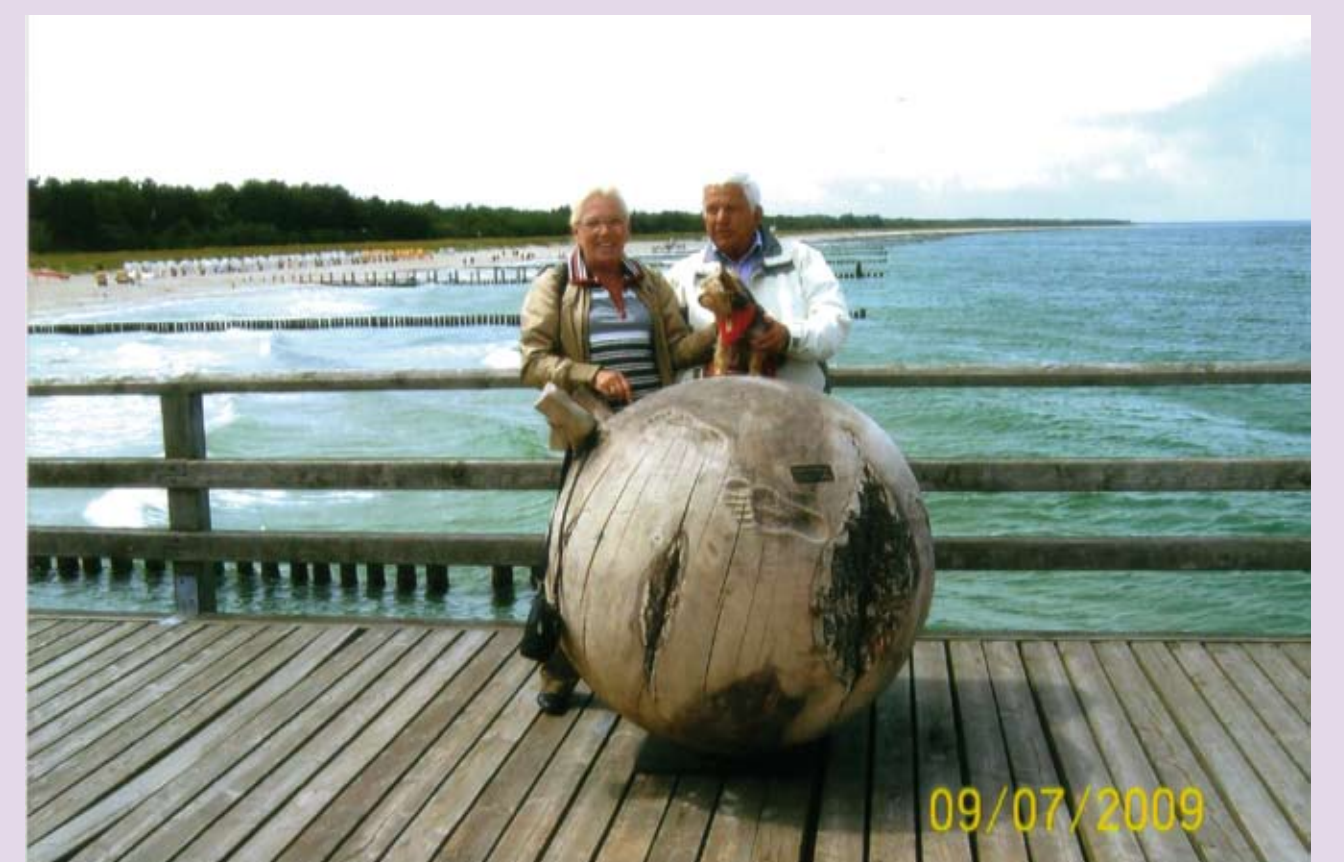


Ich hatte einen deutschen Freund, der war aus Berlin und kannte Wuppertal genau so wenig wie ich. Er hatte dort wo ich arbeitete seine Lehre und sich später selbständig gemacht. Von da an habe ich 35 Jahre lang bei ihm als Partner gearbeitet.

Frau Erika Murgia: 1964 haben wir uns in einer Eisdiele in der Stadt kennen gelernt. Meinen neuen Freund haben zunächst meine Geschwister kennen gelernt, danach meine Mutter. Aber keiner traute sich, es meinem Vater zu sagen. Schließlich, Ostern 1968, lud meine Schwester uns zu sich nach Hause ein. Als wir kamen, saß mein Vater mit seiner Zigarre da. Meine Mutter tat so, als wüsste sie von nichts. Als wir reinkamen machte mein Vater große Augen. Mein Mann stellte sich vor. Vater presste ihn geradezu aus. Wie er sich das denn vorstellte eine Familie zu ernähren usw.

Weihnachten 1968 heirateten wir. Unsere Trauung in der Kirche am Bergischen Ring war die erste ökumenische Trauung in Wuppertal – mit zwei Pastoren. Ich bin evangelisch, mein Mann katholisch. Mein Mann musste sich zunächst in Köln die Genehmigung dazu holen.

Heute, nach 47 Jahren, kenne ich in meiner Heimat kaum noch jemanden; ich bin heute dort fremder als in Wuppertal.





Herr **Giuseppe Casciani**, geboren 1954 in Rom, ist Grafiker und lebt seit 1990 in Wuppertal am Osterbaum. In Venedig hatte er eine Wuppertalerin kennen gelernt und sich verliebt. Zunächst besuchten sie sich gegenseitig. Da ihm das laute und große Rom nicht gefiel, entschloss er sich schließlich ganz nach Wuppertal zu ziehen.

Ich war vorher schon in Deutschland gewesen, das erste Mal 1980 in Freiburg. Dort habe ich unterschiedliche Menschen kennen gelernt. Ich wusste damals nichts über den menschlichen Umgang untereinander in Deutschland. Das übliche Vorurteil von Italienern war, dass es in Deutschland wohl eine größere Freizügigkeit im Umgang untereinander gäbe.



Das Essen in Deutschland ist ganz anders, man hat andere Gewohnheiten. Das Frühstück ohne Gabel; ich kann ohne Gabel nicht essen. Beim Mittagessen gibt es keine Gläser, das ist in Deutschland so üblich. Ich kann nicht essen ohne etwas dabei zu trinken.

Die meisten meiner Erfahrungen waren positiv. Mit Deutschen kann man tiefgründiger reden, so wird Vertrauen aufgebaut. Die Deutschen sind auch zuverlässiger als Italiener. In Italien ist alles oberflächlicher.



Um als Grafiker hier zu arbeiten habe ich eine Mappe angelegt, Kontakte gesucht. Ich war überall unterwegs, bis nach München. Ich hatte eine Agentin in Düsseldorf gefunden, die mich in ihre Adresskartei aufnahm. Sie hat Aufträge angenommen und verteilt, so habe ich meine ersten Aufträge erhalten.



Kontakte zur Familie in Italien habe ich eigentlich selten. Meine Mutter ist 82 und lebt in Rom. Auch mein Bruder mit Familie ist dort. Sie kamen mich ab und zu besuchen. Selber bin ich seit 12 Jahren nicht mehr in Rom gewesen.

Generell mag ich die Mentalität vieler Italiener nicht. Es wird schnell von Freundschaft gesprochen. Aber genau so leicht versuchen einen diese Freunde auszunutzen. Mir ist das alles zu oberflächlich und unehrlich.

Griechenland

Die griechischen Zuwanderer kamen in der Regel aus ländlichen Gebieten des Nordens. Für griechische Familien hat die Beziehung zu dem Dorf, aus dem sie stammen und seiner Bewohnerschaft bis heute eine Bedeutung. Zudem wird traditionell die Verbindung zwischen Staat und griechisch orthodoxer Kirche hochgehalten. Von allen Einwanderergruppen leben von den Griechen die wenigsten allein bzw. unverheiratet. Für die in Deutschland lebenden Griechen hat zudem eine gute Ausbildung für ihre Kinder einen hohen Stellenwert – oft in eigens gegründeten griechischen Schulen. Auch werden sie zum Studium nach Griechenland geschickt. In der Regel sind Griechen als Arbeitsmigranten nach Deutschland gekommen. Allerdings in der Zeit der Diktatur zwischen 1967 und 1974 kamen viele auch aus politischen Gründen.



Frau **Athanasia Petsa**, geboren 1967 in Wuppertal, ist Tochter griechischer Zuwanderer und heute Lehrerin. 1962 kam ihre Mutter aus Nord-Griechenland nach Bielefeld, um eine vierjährige Ausbildung als Krankenschwester zu absolvieren. Ihre Eltern hatten sich bereits in Griechenland kennen gelernt und so kam ihr Vater 1967 ebenfalls nach Deutschland. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits seit 6 Jahren „Volksschullehrer“ in Griechenland und hatte um eine Versetzung nach Deutschland gebeten. Er bekam einen Dreijahresvertrag für die muttersprachliche Unterrichtung griechischer Kinder in Wuppertal.



Mit dem Ende seines Vertrags 1970 hätte mein Vater nach Griechenland zurück gehen sollen. Da dort mittlerweile eine Militär-Diktatur herrschte, blieben meine Eltern in Deutschland. Er blieb bis zu seiner Pensionierung 1999 im deutschen Schuldienst. Meine Mutter arbeitete am Klinikum Barmen und in der Nähe wohnten wir auch.



Für mich als Ausländerkind war der Schulunterricht auch mit negativen Erinnerungen verbunden. Zum Beispiel in der 11. Klasse am Gymnasium hatte ich für ein halbes Jahr einen Lehrer „vom alten Schlag“. In Deutsch bekam ich eine 5. Das Fach wurde mir an dieser Schule vermiesen, obwohl ich heute selber Deutschlehrerin bin. Das Argument des Lehrers war: „Ich kann ihr ja nichts besseres als eine 5 geben, es ist ja nicht ihre Muttersprache“.

Mein Vater war in Griechenland in der Stadt groß geworden, meine Mutter auf dem Land. Ihr gehörte das elterliche Haus in einem Vorort. Heute sind meine Eltern meist dort, außer in den Sommermonaten, dann kommen sie nach Wuppertal und wohnen hier in ihrer Mietwohnung. Vor allem meine Mutter will den Kontakt zu den Kindern und Enkelkindern nicht verlieren.



Ich lebe immer zwischen zwei Kulturen. Vor allem mit 16/17 Jahren kam ich in einen Identitätskonflikt, auch von der Schule geschürt. Heute bin ich eben eine Griechin, die in Deutschland aufgewachsen ist. Bei Kontakten mit Griechen merke ich, dass ich Griechin bin. Wir gehen ganz anders aufeinander zu, es ist offener, herzlicher.

Zwei Jahre nach dem deutschen Abitur habe ich auch das griechische Abitur gemacht. Das zweite Abitur habe ich gemacht, um evtl. auch in Griechenland zu arbeiten.



Etwa seit 1990 hat es Veränderungen in Griechenland gegeben. Die Griechen hier sind quasi in ihrer alten kulturellen Tradition verblieben. Die älteren Griechen finden sich im neuen Griechenland heute weniger zurecht als die jüngeren.



Spanien

Seit 1960 kamen spanische Arbeitsmigranten nach Deutschland; überproportional viele nach Nordrhein-Westfalen bzw. in die bergischen Industriestädte. Der Franko-Staat förderte die Arbeitsmigration bewusst, denn deren Überweisungen ins Heimatland entwickelten sich neben dem Tourismus zur bedeutendsten Devisenquelle des Staates. Das Ende der Franke-Diktatur 1975 verstärkte den Rückkehrwunsch in die Heimat. Proportional nahm die Anzahl spanischstämmiger Migranten von allen Zuwanderergruppen auch in Wuppertal seit dieser Zeit am meisten ab.



Frau **Maria del Rosario Fernandez Bravo**, geboren 1955 in León, Spanien, kam 1963 im Alter von acht Jahren mit ihrer Schwester nach Deutschland. Ein Jahr zuvor waren ihre Eltern - der Vater als Gastarbeiter - nach Wuppertal gekommen, natürlich nur, um hier ein paar Jahre zu arbeiten und wieder nach Spanien zurückzukehren. Ihr Vater war dort selbständiger Schneider und stellte sich vor, mit dem in Deutschland verdienten Geld seine Werksatt zu modernisieren.



Der Vorschlag nach Wuppertal zu kommen stammte von seiner Schwester, die bereits bei der Firma Vorwerk am Lichtscheid arbeitete. Die Eltern blieben schließlich bis zum Rentenalter 1986, Frau Fernandez Bravo bis heute.

Mein Vater fand Arbeit bei den Raka-Werken, einer Lederwarenfabrik, die z.B. Taschen für Busfahrer hergestellte. Die berufliche Qualifikation dafür hatte er.

Irgendwann hatten sie zwar das Geld zusammen um zurück zu gehen, aber wir Kinder haben gesagt: Es ist so schön hier, wir haben so viele Freunde hier.

Vorstellungen von Deutschland hatte ich durch meinen Vater. Der sagte: In Deutschland machen die Mädchen immer einen Knicks; auf dem Salat in Deutschland ist Sahne; es ist ein Land, in dem man arbeiten kann.

Wir kamen zur Kluser Höhe, dort hatten die Raka-Werke ein Gartenhäuschen, in dem wir wohnten. Es war Osterzeit, die Eltern hatten versucht es uns schön zu machen. Dort haben wir dann Ostereier gesucht, – das kannten wir bis dahin nicht – ja in Deutschland macht man das. Die Eltern haben versucht, es uns so schön wie möglich zu machen.

Das Gartenhäuschen wurde abgerissen und es hieß zunächst, wir müssten wohl nach Spanien zurück. Wir standen auf der Straße. Zuerst sind wir an der „Waldkampfbahn“ in Vohwinkel in eine Notunterkunft gezogen. Dort gab es zum Beispiel Besoffene, Prügeleien usw. Wir kamen aus einer behüteten Idylle in ein Asylantenviertel. Dort haben wir in einem Zimmer mit 4 Personen gewohnt, zusammen mit Obdachlosen.

Obwohl wir an der Wolkenburg wohnten, wurden wir an der Kyffhäuser Straße eingeschult, denn dort gab es eine katholische Grundschule. 1966 war Fußball-Weltmeisterschaft in England. Ich mit meinen schwarzen Haaren. „Peter“ schrie uns immer „Scheiß-Spanier“ hinterher; er lief immer hinter mir und meiner Schwester her; versuchte unsere Röcke hochzuziehen, uns an den Zöpfen zu ziehen; er war der Anführer. Wir waren verzweifelt, doch plötzlich starb Peter. Ich weiß nicht mehr warum, aber das hatte ich auch nicht gewollt. Jetzt war der Spuk vorbei.





„Mein Privatleben ist spanisch, mein Berufsleben deutsch, mit deutscher Ordnung und deutscher Pünktlichkeit“. Privat habe ich mir gesagt: Du verschließt dich und erwartest, dass man sich dir gegenüber öffnet.

Durch den Glauben habe ich dann eine Veränderung erlebt, von meinem Herzen und meiner Seele habe ich es dann zugelassen und auch tiefe Freundschaften erlebt.



Nach der Grundschule habe ich die Hauptschule Carnaper Straße abgeschlossen. Meine erste Ausbildung war als Parfumverkäuferin bei „Er und sie“, heute Douglas.

1976 habe ich als Umschulung eine zweite Ausbildung als Bankkauffrau gemacht und habe dann als Kundenberaterin bei der Sparkasse gearbeitet. Vom Herzen her bin ich Sozialarbeiterin für Menschen, die in einer schwierigen Situation sind.

Meine Eltern haben niemals Urlaub gemacht, es waren nur Familienbesuche; wegen dem Geld sind wir nur alle zwei Jahre mit den Eltern gefahren. Später bin ich selber 2 bis 3 mal nach Spanien gefahren, sonst wäre ich auch krank geworden.

Als meine Eltern hier waren, fand ich es nicht so schlimm, aber als sie aus Deutschland weg waren, änderte sich das. „In Spanien besucht man sich zum Beispiel einfach; hier in Deutschland würde ich erst anrufen und fragen, hast Du Zeit, kann ich um 17.15 Uhr kommen; soll ich Kuchen mitbringen...“

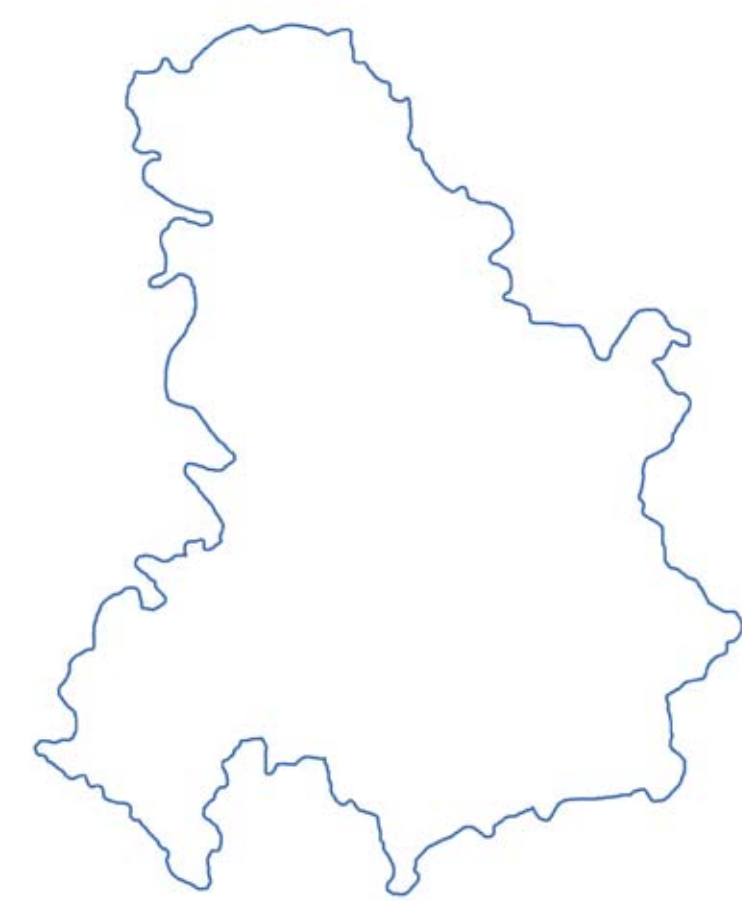


Vom Herzen her würde ich gern nach Spanien gehen; aber mein Kopf und mein Verstand sagen, dass kann ich den Kindern nicht antun, so wie es damals bei mir gewesen ist.



Ehemaliges Jugoslawien

Von allen Migrantengruppen haben die Zuwanderer aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawien die intensivsten und selbstverständlichsten Kontakte zu Deutschen entwickelt. In Deutschland lebten die Zuwanderer vielfach lange getrennt von ihren Familien in der Heimat. Auf diesem Hintergrund haben sich die alten familiären Beziehungen weiter gelockert, als es bei anderen Zuwandern der Fall war. Die heutigen Ehepartner haben sich oft erst in Deutschland kennen gelernt. Von allen Zuwanderergruppen gibt es zudem unter denen aus dem ehemaligen Jugoslawen den größten Anteil derjenigen, die keine Kinder haben. Die deutsche Sprache wurde in der Regel angenommen. Die Kinder verfügen oft über eine relativ gute Ausbildung.



Herr **Branko Tesic**, geboren 1964 in Brnjac/Loznica, in Jugoslawien, heute Serbien, kam 1975 mit 11 Jahren nach Wuppertal. Sein Vater war bereits seit 1969 als Gastarbeiter bei den Menkschen Betonsteinwerken in Dornap beschäftigt. Seine Mutter zog ein Jahr später nach. Er selber blieb zunächst bei den Großeltern in Jugoslawien, um die Grundschule abzuschließen.

Herr Tesic betreibt heute als selbständiger Einzelhandelskaufmann einen Partyservice in Hahnenfurth, ist Mitglied der CDU und im Zentralrat der Serben in Deutschland.



Als Kind hatte ich etwas Furcht nach Deutschland zu gehen. In Jugoslawien hatten wir oft Partisanenfilme gesehen. Und da denkt man, dass es solche Personen in Deutschland noch geben könnte. Mein Opa zum Beispiel wäre wegen des 2. Weltkriegs niemals nach Deutschland gekommen.

Am Anfang hatte ich Heimweh nach Freunden und den Großeltern. Aber das dauerte nicht lange. Man bekam neue Freunde. Ich freute mich dann zwar noch auf die Ferien in Jugoslawien, aber auch darauf, wieder zurück nach Hause zu kommen.



Wenn wir heute nach Serbien fahren, sagen wir: „Wir fahren nach Hause“. Das gleiche sagen wir, wenn wir nach Wuppertal zurückfahren. Es gibt immer wieder das Verlangen zurück zu kommen, im zweifachen Sinn.

Meine Eltern wohnen heute noch in einer ehemaligen Werkswohnung. Sie werden auch bleiben, weil sie den Lebensstandard hier gewohnt sind und wegen der Kinder und Enkelkinder. Meine Eltern sind da eine wichtige Stütze.

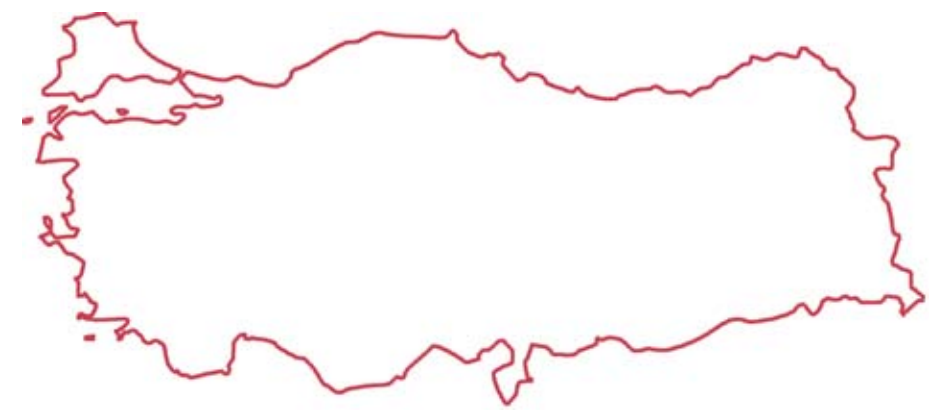
Im Zentralrat kümmere ich mich darum, Menschen zusammenzuführen.

Viele leben schon lange hier, oft zurückgezogen in ihren eigenen vier Wänden, haben Scheu, sich an städtische Einrichtungen zu wenden. Ich mache sie auf ihre Rechte aufmerksam. Oder ich unterstütze kulturelle Veranstaltungen, manchmal nur dadurch, dass ich helfe Räume zu finden. Mir geht es auch darum, dass sich unsere Vereine an öffentlichen Veranstaltungen beteiligen, zum Beispiel am „NRW-Tag“ oder dem „Integrationstag“. Das Zusammenleben der Kulturen sollte besser funktionieren.



Türkei

Die türkischen Zuwanderer kommen in der Regel aus ländlichen Gebieten, sowohl die Türken selber als auch diejenigen kurdischer Abstammung. Das soziale bzw. religiöse Verständnis ist bei beiden Gruppen ähnlich ausgeprägt. Die Familie ist die Großfamilie, zu der auch die Verwandten zählen. Sie wohnen auch in Deutschland gern in enger Nachbarschaft zu ihren Familienangehörigen. Der Gegensatz auf der einen Seite zwischen der Anpassung an die deutsche Gesellschaft bzw. auf der anderen Seite dem bewussten Rückzug in die eigene Welt kann unter ihnen als besonders ausgeprägt bezeichnet werden, gefördert dadurch, dass sie die größte Gruppe der Zuwanderer sind.



Herr **Hikmet Cakmak** ist heute Rentner und bewohnt mit Frau und Sohn eine Eigentumswohnung am Eckbusch. Gearbeitet haben er und seine Frau Gülcen in Wuppertal als Lehrer. Geboren 1944 in Nazilli in der West-Türkei, kam Herr Cakmak am 14. Januar 1969 als Gastarbeiter nach Wuppertal. Sein Schwager arbeitete damals schon als Schlosser bei der Firma Stocko in Sonnborn und holte ihn dort hin. Herr Cakmak war schon in der Türkei Lehrer gewesen. Aber selbst als Lehrer verdiente man dort sehr schlecht. Deshalb entschloss er sich nach Deutschland zu gehen. Nach zwei Jahren in Deutschland hatte Herr Cakmak Geld gespart und wollte heiraten. Die Eltern suchten für ihn die passende Frau aus.



Meiner Familie wurde von einem bekannten Schulleiter ein junges Mädchen empfohlen, das damals an seiner Schule unterrichtete. Als ich 1971 dort war, fuhr ich mit meinem „Ford 13“ zu ihrer Familie. Bis dahin habe ich sie nicht gesehen. Auf einem Markt habe ich so getan als wollte ich etwas kaufen und beobachtete sie. Sie gefiel mir. Weil ich nicht so viel Zeit hatte, wurde sehr schnell alles für die Heirat vorbereitet und nach einer Woche geheiratet.

Frau Cakmak: Das war für mich sehr schnell. Ich dachte wir heiraten nach einem Jahr, so wie alle das machen. Als ich ihm sagte, dass ich das Kleid noch nähen lassen muss, erfuhr ich wie eilig er es hatte. Er sagte: Nächste Woche muss es fertig sein.



Die Mode und alles war toll in Deutschland. Damals waren Hüte mit Federn modern. Die Leute, die aus Deutschland in die Türkei kamen sahen toll aus. An ihrem Verhalten merkte man „Reichtum“. Alle waren gut gekleidet.. Wenn man diese Leute sah, war es ein Traum nach Deutschland zu kommen.

Wir haben viel von anderen Gastarbeitern aus Deutschland gehört. Die kamen immer mit ihren Autos in die Türkei und zeigten wie gut es ihnen ging. Wir wussten, dass Deutschland ein reiches Land ist.



Eines Tages besuchte uns meine Mutter in Wuppertal. Aber sie hatte einen Schlaganfall und musste in die Klinik. Da merkten wir große Unterschiede zur Türkei. Als meine Mutter hier war, sahen wir, wie viele Ärzte um sie her rannten und die Schwestern waren alle bemüht und sorgten sich sehr. Ihr Zustand besserte sich, sie lebte noch 10 Jahre und konnte sich gut selber versorgen.

Ich habe zuerst als Schlosser angefangen, aber weil ich nicht so stark war, konnte ich das nicht lange machen. Man sagte mir, dass hier früher ein Türkischlehrer lebte, der aber zurück in die Heimat gegangen war. Ende 1970 konnte ich selber als Lehrer anfangen. Damals verdiente ein Lehrer nur 900 DM und in der Firma gab es 1400 DM. Aber mir taten die Beine von der harten Fabrikarbeit so weh.



Zu unterrichten begann ich in der Neuen Friedrichstraße. Immer wenn die Kinder Religion hatten, kamen die damals 18 türkischen Kinder der Schule zu mir. Ich hatte bald fünf Schulen an denen ich unterrichtete. Das war harte Arbeit, denn wir mussten von Schule zu Schule fahren.

Bis heute treffen wir ehemalige Schüler, die uns wieder erkennen. Wenn wir auf Hochzeiten gehen, erkennen uns Schüler die mittlerweile Erwachsene sind und grüßen uns. Dann küssen sie uns die Hand aus Respekt; das macht man bei uns so. Das ist toll wenn wir sehen was aus ihnen geworden ist und dass sie uns nicht vergessen haben.



Als ich 1969 noch alleine war hatte ich viel Langeweile. Da hörte ich von einem türkischen Verein am Laurentiusplatz. Dort ging ich hin und meldete mich an. Ich konnte ein wenig Folklore und türkische Saß spielen. Bald habe ich dort eine Musikgruppe gebildet..

Damals bin ich mit der Musikgruppe oft auf Tour gewesen. Trotz meiner schlechten Stimme hatten wir Auftritte sogar in Düsseldorf bei denen ich singen sollte. Das tat ich auch. Heute würde man mich eher erschlagen. Aber es gefiel den Leuten weil sie etwas von der Heimat vermissen. Wegen der Sehnsucht nach Heimat war die Stimme egal. Durch diese Auftritte haben wir Geld für den Verein verdient.

Wir vermissen unsere Heimat Türkei und reisen oft dahin. Aber wenn wir dort sind vermissen wir die Heimat Deutschland. Also haben wir zwei Heimaten. Ich möchte mein Land Türkei nicht schlecht machen, aber dort hat sich viel verändert. Die Menschen sind anders geworden. Es gibt noch mehr Armut. Das hat uns sehr weh getan.



Wir werden nie ganz zurückgehen, weil unsere Kinder hier leben. Aber wenn unser jüngster Sohn fertig studiert hat und verheiratet ist, bleiben wir länger in der Türkei. Aber noch braucht er unsere Unterstützung weil sein Studium schwer ist.

Interview mit **Metin Basaran** und **Arzu Basaran** (Tochter)
Metin Basaran, geb. 1936 in Zonguldak, Türkei; Arzu Basaran
geb. 1971 in Wuppertal



Arzu Basaran: Mein Vater ist am 4. April 1936 in der Türkei am Schwarzen Meer in Zonguldak auf die Welt gekommen. Er ist der älteste Sohn von zwei weiteren Geschwistern. Mittlerweile ist er 73 Jahre alt. Er war 25 Jahre alt als er nach Deutschland kam und hier acht Jahre als Single lebte.



Dann beschloss er zu heiraten. 1969 heiratete er meine Mutter und sie kam nach Deutschland. Zwei Jahre später, 1971, kam ich, Arzu Basaran, auf die Welt. 1972 kam mein Bruder Ender Basaran und dann nach langer Zeit kam 1980 meine Schwester Filiz Basaran. Wir sind alle hier geboren und aufgewachsen. Nur bei mir war es der Fall, dass ich, als ich 40 Tage alt war, in die Türkei zu meiner Oma gebracht wurde. Sie hat mich bis zu meinem zweiten Lebensjahr erzogen.

Wann und warum sind Sie nach Wuppertal gekommen? Metin Basaran: Um zu arbeiten. Ich meine, dass ich auch in der Türkei ansonsten arbeiten müsste, aber ich hatte eine Möglichkeit hier in Deutschland zu arbeiten. Dass ich nach Wuppertal kam, wurde von den Behörden entschieden. Ich kam Ende September 1961 und habe bei der Firma Speth gearbeitet



Wie haben Sie Ihre erste Wohnung gefunden? Als erstes war ich in einem Heim am Nützenberg. Einen Monat später hatte mir ein Freund eine Wohnung gefunden, wo ich mit vier Personen ein Zimmer teilen musste und wo wir nur einen Eimer Kohle erhielten, für den ganzen Tag.

Welche Schwierigkeiten waren zu überwinden? Ich hatte einen positiven Eindruck. Ich meine, dass die Deutschen damals sehr behilflich waren. Das einzige Problem war die Sprache. Wir liefen mit Wörterbüchern durch die Gegend bei Behörden und bei Unternehmen.

Haben Sie Kontakte zu Deutschen? Ja, ich bin bekannt am Rott, kenne fast jeden und spreche mit denen.

Haben Sie Geld an die Familie in der Türkei geschickt? Ich habe meine Eltern finanziell unterschützt, weil sie alt waren. Sie brauchten es für Medikamente, Arztbesuche usw.

Arzu Basaran: Mein Vater und meine Mutter haben 1969 geheiratet, es wurde von Verwandten arrangiert. Sie haben sich, als mein Vater im Urlaub war, ein paar Mal gesehen und dann später verlobt. Ein Jahr später haben sie geheiratet und drei Kinder gezeugt. Sie haben eine Enkelin.

Wie sind die Beziehungen zum Heimatland? Es wird türkisches Fernsehen angeschaut, türkische Zeitungen gelesen und der Freundeskreis gepflegt und mein Vater ist fast sechs Monate im Jahr in der Türkei, in den Sommerzeit.

Würde dein Vater zurück in die Heimat gehen? Ja, er würde gerne zurück gehen, aber er bereut es nicht hergekommen zu sein.



Arabische Länder

Die Zuwanderer aus den arabisch sprachlichen Ländern sind natürlich von ihrer Herkunft her besonders heterogen, da sie aus Staaten kommen, die sich von Westafrika bis in den Vorderen Orient erstrecken. Aus diesen Ländern gibt es aber zwei besondere Gruppen an Zuwanderern, und zwar solche, die als Studenten kamen, eine gute Ausbildung genossen haben und z.B. Ärzte, Ingenieure sind und auf der anderen Seite diejenigen, die als Asylbewerber ins Land kamen, geflohen vor kriegsgerischen Auseinandersetzungen im Nahen Osten.

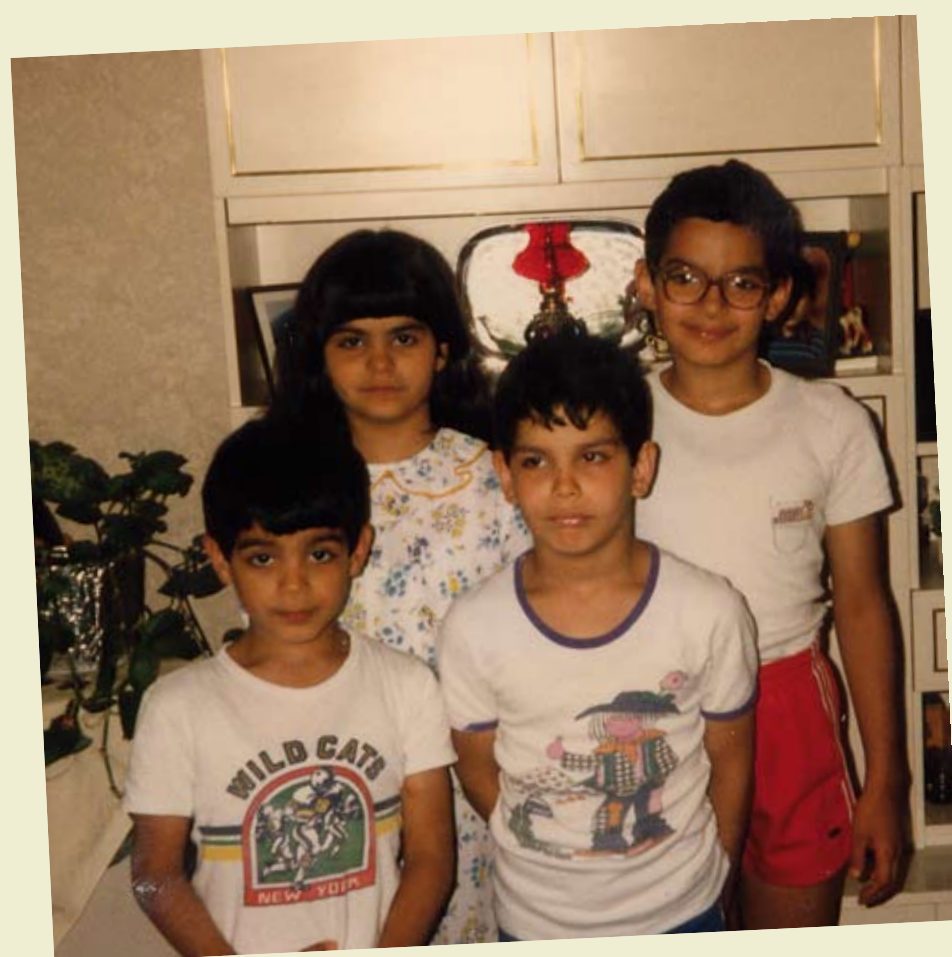


Familie Salem kam aus Jordanien nach Deutschland. Herr Mahmoud Salem (geb. 1946) und seine Frau sind in „Palestina“ geboren. Er kam 1965 zunächst allein im Alter von 19 Jahren zu seinem Bruder nach Schwelm und arbeitete in vielen Wuppertaler Unternehmen als Arbeiter. Als Kind musste er mit seiner Familie aus Palestina nach Jordanien fliehen. In Wuppertal baute er sich ein neues Leben auf, sparte Geld, um der Familie in Jordanien zu helfen, heiratete und hat heute sieben Kinder und sechs Enkelkinder.

Mein Bruder hat mir von seiner Arbeitsstelle aus eine Arbeit und eine Einreisegenehmigung besorgt. Der Vertrag war für ein Jahr an die Firma „Kellner und Sohn“ gebunden, die haben Geldschränke und so hergestellt. Es gab 2 Mark Stundenlohn. Das Zimmer in dem Haus, wo auch mein Bruder wohnte, kostete 100 Mark.

Die Menschen waren damals viel netter als heute. Die Deutschen kamen aus dem Krieg raus, waren im Aufbau, waren froh, dass Leute mit angepackt haben.

Frau Salem: Mein erster Eindruck war: Es war schön hier, die Menschen waren sehr höflich, das Land war grün, das hat mir sehr gefallen. Die Stadt war auch sauberer als heute.



Um Deutsch zu lernen habe ich die Bild-Zeitung gekauft und versucht zu lesen. Wörter, die ich nicht kannte, habe ich unterstrichen und dann Leute auch auf der Straße gefragt. Manche blieben lange mit mir stehen und versuchten mir alles zu erklären.

Meine Frau kannte ich schon seit ich klein war. Ich wusste schon, dass ich diese Frau einmal heiraten würde. Sie ist 1974 hier rüber gekommen. Wir hatten 1973 in Jordanien geheiratet. Wir wurden von den Israelis vertrieben und sind nach Jordanien gekommen. Als meine Frau kam sind wir in der Eschenbeek 1 in unsere erste gemeinsame Wohnung gezogen.

Geplant war, 4 bis 5 Jahre zu bleiben und wieder zurück zu gehen. Alles was ich gespart habe, habe ich deshalb runtergeschickt. Aber es wurde dort alles verbraucht, ausgegeben. Wenn ich zurück gegangen wäre, hätte ich nichts gehabt.

Tochter: Familie Böntgen hier im Haus hat uns Kindern immer was geschenkt. Die sind jetzt gestorben. Die hatten keine eigenen Kinder; hatten sich immer Kinder gewünscht. Ich durfte mit an die Nordsee in den Urlaub. Was unsere Sprache betrifft, haben die sehr viel für uns getan, haben sich wie die eigene Familie um uns gekümmert.

Tochter: Meine Mutter - trägt heute das Kopftuch - war früher modern gekleidet, trug sogar einen Minirock. Selbst in Jordanien war es damals moderner als heute. Im Alter von 42 Jahren hat sie wieder angefangen ein Kopftuch zu tragen.



Sohn: Unsere ganze Familie ist seit 1993 deutsch. Ich war einmal mit meiner Schulklasse in Holland. Ich war der einzige, der ein Visum brauchte. Mit der jordanischen Staatsbürgerschaft war es sehr schwierig.

Familie Matar kam 1977 nach Deutschland. Im Libanon, ihrem Heimatland, herrschte Krieg. Ihr Ziel war es, in Sicherheit leben zu können. Wie sie gehört hatten, war das in Deutschland möglich. Ihr Weg führte sie über Rumänien in die damalige DDR. Zunächst kam Herr Matar allein, seine Frau folgte ihm drei Monate später. Aus der DDR fuhren sie mit der S-Bahn nach West-Berlin. Nachdem der Asylantrag gestellt war, wurden sie nach Unna-Massen geschickt. Da in Wuppertal eine Schwester von Herrn Matar lebte, wurden sie in ein Asylbewerberheim nach Wuppertal geschickt, wo auch das erste ihrer drei Kinder geboren wurde, Tochter Schamma.



Frau Safa Matar: Unsere Verwandten sagten uns es sei im Libanon wieder friedlich und sicher. Da entschlossen wir uns zurückzukehren. Dort bekamen wir weitere zwei Kinder. Aber dann ging der Krieg wieder los. Alles wurde bombardiert. Unser Hauseigentum flog in die Luft. 1987 sind wir das zweite mal nach Deutschland geflohen.

Bei der erneuten Einreise wurden wir in Helmstadt „erwischt“. Wir sollten an Asylheime verteilt werden aber wollten zu meiner Schwägerin zurück nach Wuppertal. Ein Polizist erlaubte uns das, später wurden wir aber festgenommen und zunächst wieder nach Unna-Massen geschickt. Diesmal kamen wir mit leeren Händen nach Deutschland, wir hatten nichts.



Es war Herbst und kalt. Aber es ist nicht der gleiche Herbst wie im Libanon. Es sieht alles anders aus. Und die Sprache, ich konnte nichts zu den Leuten sagen. Es ist schlimm wenn man die Sprache nicht kann. Aber es war nachher schlimmer sie zu verstehen, weil wir immer die Frage hörten. „Was macht ihr hier?“ Da wünschte ich mir: lieber würde ich diese Sprache nicht verstehen.



Wir haben so viel gekämpft und wir würden viel lieber im Libanon leben. Nur der Krieg hat alles kaputt gemacht.

Dann sollten wir auf einmal zurück nach Helmstedt und ich war schwanger. Da sagte man uns, dass ich mit einem Krankenwagen nach Helmstedt gefahren werden sollte. Aber ich hatte eine Bescheinigung vom Krankenhaus, dass ich mich nicht bewegen darf. Dann hat uns das diakonische Werk geholfen. Wir durften in Wuppertal bleiben.

Herr Matar: 1992 bekamen wir die Aufenthaltserlaubnis und die Arbeitserlaubnis. Meine erste Arbeit war im Asylheim als Reinigungskraft. Nach sechs Monaten bekam ich eine Arbeit als Hausmeister. 10 Jahre habe ich dort gearbeitet. Bis heute arbeite ich in Heimen als Hausmeister.



Die Sprache haben wir auch durch das Zuhören bei Nachbarn und durch den Fernseher gelernt. Wir Erwachsenen gingen nie in die Schule. Die Sprache mussten wir einfach irgendwie lernen. Aber unsere Kinder kamen in die Ausländerkurse.

Tochter Schamma: Mama versuchte mir oft bei den Hausaufgaben zu helfen. Da gab es die Sache mit dem Uhu. Mama wusste nicht was das war und ich auch nicht. Aber sie wollte mir das beibringen. Da fragte sie den Sohn eines Bekannten. Der sagte das es sich um Klebstoff handelt. Aber in Wirklichkeit ging es um den Vogel, ha ha!

Wäre kein Krieg im Libanon und die Politik dort wäre stabil, dann wären wir dort.

Hauptschule Oberbarmen, Hügelstraße

Interviews von
Gestimani Andreadou, Mirella Bongiorno und Sergen Lermi,
Klasse 5b, Schuljahr 2008-2009
Lehrerin: Yvonne Stegmann



Interview von Gestimani Andreadou und Mirella Bongiorno
Klasse 5b der Hauptschule Oberbarmen
mit Dimitra Dolapli Toulas



Wieso sind Sie nach Deutschland gekommen?
Wieso haben Sie Wuppertal ausgesucht?
Wie lange sind Sie schon hier?
Sind Sie alleine gekommen?
Wie alt waren Sie, als sie nach Deutschland gekommen sind?
Hatten Sie schnell eine Wohnung?

Ich bin für die Arbeit gekommen.
Weil Bekannte hier sind.
Wir sind schon 16 Jahren hier in Deutschland.
Nein, mit meinem Mann.
Ich war 18 und mein Mann war 20 Jahre alt.
Nein, nach einem Jahr hatten wir die erste Wohnung.
Bei meinem Onkel.
Nein, ich konnte es nicht.
Meine erste Wohnung war in der Schwarzbach 134, in Oberbarmen.

Wo haben Sie denn ein Jahr geschlafen?
Konnten Sie Deutsch?
Wo war Ihre erste Wohnung?

Interview von Gestimani Andreadou und Mirella Bongiorno
Klasse 5b der Hauptschule Oberbarmen
Mit Angela Bongiorno



Wieso sind Sie nach Deutschland gekommen?
Wieso haben Sie sich Wuppertal ausgesucht?
Hatten Sie Kinder oder waren sie schwanger?

Wir sind für die Arbeit gekommen.
Weil wir hier Bekannte hatten.
Ich hatte zwei Töchter. Eine war 15 Monate und die andere war 5 Monate alt.
Wir sind seit 10 Jahren in Wuppertal.
Ja, ich war verheiratet.
Ich war 34 Jahre alt.
Gut! Es gibt hier sehr viel zu sehen.
Italienisch.
Ja, ich habe eine Arbeit gefunden.
Geht so, ich lerne es noch.

Wie lange sind Sie in Wuppertal?
Waren Sie verheiratet?
Wie alt waren Sie, als sie nach Deutschland gekommen sind?
Wie gefällt Ihnen Deutschland jetzt?
Welche Sprache sprechen Sie?
Haben Sie jetzt eine Arbeit gefunden?
Sprechen Sie gut Deutsch?

Interview von Sergen Lermi
Klasse 5b der Hauptschule Oberbarmen
mit seinen Eltern



In den 70er Jahren ist mein Opa nach Deutschland gekommen, um Geld zu verdienen. Er arbeitete in einer Firma. Nach 7 Jahren ist auch meine Oma hier hingekommen. Sie ist erst zur Deutschschule gegangen, um Deutsch zu lernen. Erst nach ein paar Monaten ist auch sie arbeiten gegangen. Sie arbeitete als Putzfrau und verdiente ungefähr 500 DM. Meine Mutter und ihre Schwester waren in der Türkei mit meiner Oma. Als meine Mutter 14 Jahre und ihre Schwester 16 Jahre alt waren, sind sie auch nach Deutschland gekommen. Sie gingen beide auf die Hauptschule Else Lasker. Heute ist die Hauptschule Else Lasker eine Gesamtschule. Es war schwer hier eine Wohnung zu finden, aber mein Opa hatte Verwandte, die hier lebten. Dank ihnen haben wir eine Wohnung gefunden. Mein Opa lebt heute in der Türkei. Unser Kontakt ins Ausland ist stark. Meine Mutter telefoniert fast jeden Tag mit meiner Oma. Meine Mutter hat Freunde und eine Arbeit als Putzfrau.

Gesamtschule Else-Lasker-Schüler, Elberfeld

Ausschnitte aus Interviews von
Jasmihne Asmar, Hanna Dmytrash, Ornella Gounon, Vicky Khammongkhoun, Carmelo Palumbo, Tim Nico Puley, Adrian Renker, Ilknur Sentürk, Burcu Tunc, Richard de Vivie, Rebecca Willich,
Oberstufe, Schuljahr 2009-2010
Lehrer: Heribert Haman

Erste Eindrücke: „Mir imponierte die Sauberkeit auf den Straßen“

Ankunft in Deutschland 1963:

Herr Yildirim empfand die Deutschen als ein sehr aufgeschlossenes und freundliches Volk. Die Nachbarschaft in der Herr Yildirim lebte (Bochum) prägte ihn nachhaltig und vermittelte ihm ein Gefühl von Geborgenheit und der Gewissheit endlich angekommen zu sein. Ebenfalls gab es in seiner näheren Umgebung eine ältere Dame, die für ihn wie eine Großmutter gewesen war und sogar für seine Schwester, die im Begriff war zu Heiraten, Pfennigstücke sammelte. Es wurde außerdem darauf geachtet, dass in der näheren Umgebung keine Ausländer wohnten, damit eine Integration seinerseits auch stattfinden konnte. Seiner Meinung nach hat die Integration auf menschlicher Ebene damals noch stattgefunden.



Ankunft in Deutschland 1965:

Deutschland war ein sehr strukturiertes und gutsituiertes Land, das gastfreundlich ist und für Zuwanderer sichere Arbeitsplätze bietet. Deutschland war ein Land, das damals sehr regnerisch war. Die Menschen waren recht aufnahmefreundlich und haben mir und meiner Familie geholfen.

Ankunft in Deutschland 1971:

Die Menschen in Deutschland waren von Anfang an nett und freundlich. Deutschland war schon auf den ersten Eindruck ein moderneres Land als das Heimatland. Andere Architektur als in der Türkei. Ein anderes Gesellschaftsleben.



Ankunft in Deutschland 1972:

Ja, ich habe hier 1972 gearbeitet bei einer Leihfirma, auf dem Großmarkt bei einem Herrn Busch (Chef der Firma), dieser hat mir dort sehr geholfen. Insgesamt habe ich dann fast ein Jahr bei ihm gearbeitet, danach hat er mich mitgenommen zu seiner Frau auf den Markt in Elberfeld. Dort hat er mir gelernt Obst zu verkaufen. Seine Frau war so nett zu mir gewesen, sie hat mir jeden Morgen Kaffee gemacht, Hemden gekauft und all das was ich noch so gebraucht habe, wahrscheinlich weil ich damals jung gewesen bin.

Ankunft in Deutschland 1978:

Auf dem Weg in mein neues, unbekanntes Zuhause imponierte mir die Sauberkeit auf den Straßen. Mir war aufgefallen, dass die Menschen auf den Straßen eine eher verschlossene Haltung zueinander hatten. Das war mir fremd, denn in der Türkei bzw. in meiner Heimatstadt grüßt man fast alle, die man selbst nur vom Sehen kennt. Für mich herrschte ein angespanntes Verhältnis zwischen den Menschen, in erster Linie zwischen den Nachbarn.

Ankunft in Deutschland 1979:

Es war für mich ein Traumland, ich war noch ein Kind und war gespannt auf die Großstadt. Es war wie ein Märchen, da die Gebäude viel größer waren und die Umgebung viel gepflegter aussah. Die Menschen um mich herum waren und sind heute noch sehr warmherzig.



- Für die Familie Yildirim sind sowohl die Türkei als auch Deutschland ein Heimatland und man weiß nicht so genau, wo die Wege hinführen bzw. wo sie hinführen könnten.
- Da meine zwei Söhne in Deutschland mit ihren Familien leben, und wir in unserem Heimatland Griechenland, bleibt oft der Wunsch offen, dass sie zu uns ziehen.
- Vorstellungen über die Zukunft hat man sich noch nicht gemacht. Man will eigentlich in Deutschland bleiben. Es gibt aber auch die Überlegung für ein paar Jahre wieder in die Türkei zu fliegen.

„Ich hab´ mich schon mehr oder weniger an Deutschland gewöhnt“



- Ich wollte gerne hier bleiben und meine Heimat nur besuchen gehen. Also dort nur Urlaub machen.
- Wenn meine Kinder alle mitgehen würden, dann würde ich auch zurück in meine Heimat gehen. Aber meine Kinder würden nie alle mitgehen.
- Ich würde in Zukunft gerne zurück. Die Sehnsucht ist größer denn je. Wenn meine Kinder heiraten sollten, wäre ich bereit zurückzukehren.

- Nein, wir wollen nicht mehr zurück. Wir haben hier ein viel besseres Leben und Bildungssystem gefunden.
- Ganz ehrlich, ich will nach Brasilien zurück. Sobald meine Kinder älter sind, so dass sie ihr eigenes Leben ohne Probleme führen können, werde ich, denke ich, mal wieder zurück nach Brasilien gehen.
- Ich habe nicht den Wunsch, in den nächsten 20 Jahren Wuppertal zu verlassen. Meine Kinder haben mir klar und deutlich gesagt, dass sie lieber hier bleiben wollen. Sie empfinden Wuppertal als ihre Heimat und können sich nicht vorstellen, diese jemals zu verlassen. Für mich und meine Frau steht fest, dass wir irgendwann wieder zurückgehen, aber wann ist unklar.



- Ich hab mich schon mehr oder weniger an Deutschland gewöhnt und auch obwohl mir manchmal der Kontakt zu meinen alten Freunden und Bekannten fehlt, bin ich dennoch froh hier zu sein. Dort (Ukraine) hätten wir viel mehr Probleme und Schwierigkeiten, vor allem wahrscheinlich im finanziellen Bereich.
- Ich bin auch eigentlich wegen meiner Familie nach Deutschland umgezogen. Deshalb würde ich wahrscheinlich nie ohne sie zurückfahren, aber ich würde auch nicht ohne sie hier bleiben.
- Da ich zum Teil in Deutschland aufgewachsen bin, fühle ich mich hier genauso wohl wie in der Türkei. Ich würde zwar auch gerne zurück in die Türkei, aber meine Kinder sind hier aufgewachsen und wenn sie hier bleiben wollen kann ich nicht ohne sie zurück. Ich hänge an meiner Familie und würde mich ohne sie unvollständig fühlen.

Gymnasium am Kothen, Unterbarmen

Ausschnitte aus einem Interview von
Mai Le
Jahrgangsstufe 11, Schuljahr 2009-2010
Lehrerin: Heike Spiegelhauer



Ich habe in Wuppertal eine Arbeit gefunden. Zur Zeit bin ich halbtags als Koch zuständig. Deutschland gab mir eine größere Sicherheit für meine berufliche und finanzielle Zukunft.

Als ich von Vietnam nach Deutschland kam, kam ich anfangs in einem Asylantenheim in Kolochau (Dorf im Süden von Brandenburg) unter. Eines Tages brachte eine Frau Spielzeug und Kleidung für die Kinder ins Asylbewerberheim und spendete diese. Wir lernten uns näher kennen und verliebten uns. Ich heiratete meine große Liebe.



Mit meinem Bruder Van Hung Lê und meinem besten Freund, Dohn Lê, eröffnete ich ein Restaurant in der Rathaus Galerie (das heutige PAN TOGO). Trotz der sich verbessernden finanziellen Lage, sah ich meine Familie kaum noch, dann wenn meine Kinder Ferien hatten oder zu besonderen Anlässen. Folglich litt meine Ehe darunter. Im Jahr 2008-2009 ließen wir uns scheiden.



Meine Tochter Mai blieb hier in Wuppertal, um ihr Abitur zu absolvieren. Ich wusste genau wie sehr es sie alles mitnahm. Trotzdem versuchte sie stark zu bleiben und wie man sagt: "ihr Ding durchzuziehen". Meinen Töchtern habe ich immer gepredigt, wie wichtig die Schule für sie ist.



Ich hatte nie Zeit und Geld, um meine Eltern regelmäßig sehen zu können und sie auch nicht. Irgendwann hatte man sich damit abgefunden, blieb durch das Internet oder Telefon in Kontakt. Doch ich bereue, dass ich erst nach sieben Jahren meinen Vater und meinen großen Bruder sah und dieses Jahr im Frühling sind beide verstorben. Da bereut man fasst alles. Doch ich hab meine Familie, meine Kinder und meine Freunde immer bei mir.

